

Kapitel 5

Wir saßen in den bekannten Ledersesseln. Statt Erato, alias Helga, saß jetzt mein Vater mir gegenüber. Er sagte, daß Judith gerne mitkäme. Es sei auch ihr letzter Tag hier auf der Erde, und dann könnten wir vielleicht gemeinsam etwas unternehmen. "Es ist so, daß wir unser Gastrecht für den letzten Tag in Budapest verbringen wollten, sie ist aber bereit..."

"Nein, nein, ich will euch nicht die Tour vermasseln. Ist ja meine Schuld, wenn ich so spät komme. Ich bin auch mit Budapest einverstanden."

"Ehrlich?"

"Ehrlich. Bestimmt wird das lustig, die Frau zu treffen die - Holofernes, sagtest du - umgebracht hat."

"Ja das sagte ich."

"Wie hat sie das gemacht?"

"Darüber redet sie gar nicht gerne. Sag also nichts davon. Dann hole ich sie jetzt."

"Ja, hol sie her."

Mein Vater sagte ihren Namen und vor mir stand eine Frau, wie sie von Salomon beschrieben wurde:

"Schön bist du meine Freundin, ja schön; deine Augen blicken wie Tauben hinter dem Schleier hervor. Dein Haar gleicht einer Herde von Ziegen, die herabsteigt von Gileads Bergen. Deine Zähne blinken, gleich einer Herde geschorener Mutterschafe, die frisch aus der Schwemme steigen; von Zwillingen trächtig sind alle, und keines von ihnen ist unfruchtbar. Wie ein Streifen von Scharlach sind deine Lippen, und lieblich ist dein Plaudermund. Wie ein Granatapfelstück erstrahlt deine Schläfe hinter deinem Schleier hervor. Wie ein Davidsturm ist dein Haus, in Steinschichten aufgebaut; tausend Schilde hängen dran, lauter Heldenschilde. Deine beiden Brüste sind wie Kitzlein, wie Zwillinge einer Ricke, die unter den Lilien weiden."

Judith fragte meinen Vater, "ist das dein Sohn?"

"Ja er ist es."

Sie war plötzlich etwas steif, sagte ihren Namen und dann wollte sie wissen, warum ich so spät gekommen sei.

"Keine Ahnung," sagte ich.

"Ist nicht so schlimm. Wir spüren sowieso keine Zeit. Mein Vater hatte keine Eile. Du weißt, daß wir morgen zusammen nach Bruno 8 gehen?"

"Ja," sagte ich.

"Wir können eine Nacht und einen Tag zusammen verbringen, wenn du willst."

"Das will ich."

"Wir sind für den letzten Tag unseres Erdenlebens noch einmal lebendig."

"Wie, das wußte ich nicht."

"Es geht nur für den letzten Tag risikolos. Sonst ist es gefährlich. Für einen selbst. Hast du Lust mit uns den Tag in Budapest zu verbringen?"

"Mich würde das sehr freuen," antwortete ich.

"Also wenn es nach mir ginge, könnten wir sofort los." Mein Vater hatte immer noch seinen hellen Anzug an, und Judith hatte ein gelbes Safrankleid an. Sie trug dazu Sandalen, was mich überraschte. Und keinerlei Schmuck.

"Ich habe meinen Schmuck bei Holofernes gelassen," sagte sie. So als hätte sie meine Gedanken erraten.

Darauf sagte ich nur: "Unser Erbe ging bei den Nazis drauf."

Damit waren wir quitt.

Sie reichte mir die Hand. Eine schöne Hand, die töten mußte. Ich bekam Herzschmerzen. Da legte mein Vater seine Hand auf mein Herz. Dann sagten beide: "Machen wir die Augen zu." Ich machte mit den anderen die Augen zu. Dann sagte Judith: "Machen wir die Augen auf." Wir machten die Augen auf, und standen auf dem Burgberg in Budapest. Rechts unten über der Donau war das mächtige Parlamentsgebäude, mit tausend Lampen erleuchtet. Es war Nacht geworden. Auf meiner Uhr war es gerade 9. "Dann haben wir 22 Stunden Zeit," sagte Judith. "Laßt uns hinsetzen und den Fluß und die Stadt ansehen. Dann erobern wir die Stadt, und verjubeln das ganze Erdenleben. Einverstanden?"

"Einverstanden Judith," sagten mein Vater und ich gleichzeitig. Wir setzten uns also, und schauten auf die Stadt. Ich konnte mir endlich wieder eine Pfeife anzünden. So war die Stadt einfach würziger für

mich. Aber mein Vater meinte grinsend: "Früher haben wir zu Leuten wie dir gesagt: Der verqualmt sein ganzes Leben."

Ich konterte: "Ihr hattet auch keine rechte Ahnung von den Genüssen des Lebens. Im Rauch, mein Lieber, liegt die Botschaft des Windes."

"Sehr poetisch," sagte Judith.

"Um ehrlich zu sein, ich habe Hunger," erwähnte ich beiläufig.

Mein Vater war verlegen: "Wir brauchen nichts zu essen."

"Unglücklicherweise sind wir aber jetzt lebendig, und da muß zumindest ich etwas essen."

"Besorg dir was," löste Judith das Problem, "und bring mir bitte Zigaretten mit."

"Gut, wartet ihr hier auf mich?"

"Was denkst du?"

"Haut bloß nicht ab, ich komme gleich wieder." Ich kannte einen Laden gleich um die Ecke, der jetzt noch aufhatte, wegen der Touristen. Da kaufte ich ungarische Zigaretten, eine Flasche Wein und drei Salamibaguettes. Ich bezahlte mit normalem Geld, was den Verkäufer wenig störte. Dann ging ich zurück. Auf dem Weg hörte ich aus einem Kassettenrecorder Blues aus den 20er Jahren. Bei den beiden angekommen, wurde mir ein Problem klar. Und ich mußte das sofort loswerden: "Sagt mal ihr Beiden, habt ihr eigentlich Geld bei euch?" Judith sagte darauf: "Wir brauchen kein Geld."

"Heißt das, ihr lebt auf meine Kosten?"

"Theoretisch nein, praktisch ja," sagte Judith. "Wenn es nach Georg und mir ginge, bräuchten wir keinen Pfennig. Wir beamen uns überall durch, verstehst du. Aber wenn du Geld brauchst, weil du mit uns gemeinsam etwas unternehmen willst, dann mußt du deiner Erdenpflicht genügen und - es ist ein Jammer: zahlen."

"Diesmal mach ich das prompt. Wir hauen hier alles, bis auf den letzten Hosenkнопf, auf den Kopf." An dieser Stelle wurde ich generös: "Ihr sollt meine Gäste auf Erden sein und ich zeige euch die Stadt wenn ihr wollt."

Mein Vater war belustigt. Sagte nur: "Er macht die gleichen Fehler, die wir auch machten. Er zeigt uns etwas, was wir schon sehen."

"Geister sind manchmal zum Kotzen! Übrigens habe ich Wein und Zigaretten und Baguettes mitgebracht. Salami, ungarisch klar!"

"Das ist nett von dir," sagte Judith. "Salami habe ich immer gerne gegessen." und im Handumdrehen war das ganze Baguette verspeist. Bei meinem Vater wars nicht anders. Mich durchzuckte es: Die werden mich kahl fressen. Egal, wirklich egal. Die Lehre von Erato war zwar noch frisch, zeigte aber doch erste Wirkungen. Judith verlangte Feuer. Dann rauchte sie eine Zigarette. Mein Vater wollte auch eine probieren. Judith gab ihm eine, ich gab ihm Feuer. Der erste Zug seines Lebens. Mit allen Nebenwirkungen eines ersten Zuges. Er warf die Zigarette auf den Boden und jammerte besorgt um mein Leben: "Du bringst dich so um, Georg!"

Judith war da anderer Auffassung. Sie qualmte fröhlich vor sich hin, und fand alles fürs erste ungemein duftend. Dazu bemerkte sie: "Das Leben ist ein Kräutergarten und eine Mohnkapsel der Erinnerung." Das sagte sie in einer Art Singsang. Aber mein Vater sagte, daß er daran nichts finden könne. Ich meinte, um endlich diese leidige Diskussion über pro et contra des Rauchens zu beenden: "Ich würde euch gerne einen Mann zeigen, und seine Musik. Hoffentlich ist er noch da."

"Schön, dann gehen wir also in die Stadt hinunter."

"Wir fahren mit dem Taxi. Ab jetzt fahren wir nur mit dem Taxi. Wir haben zu wenig Zeit für diese große Stadt. Und ich möchte euch soviel wie möglich davon zeigen."

Judith wiederholte: "Soviel wie möglich. Als ob Weniges nicht schon genügte. Aber bitte: Wir sind deine Gäste."

Wir standen auf und gingen auf einen Platz, der von einem Rasenstück umsäumt war. Darauf saß ein Mann, und neben sich hatte er einen Kassettenrecorder. Immer noch Blues aus den 20er Jahren. Als er merkte, daß wir uns für ihn und besonders für seine Musik interessierten sagte er: "Das habe ich gesungen."

"Blues aus den 20er Jahren, wers glaubt wird selig."

"Und das ist trotzdem meine Stimme."

"Das ist unmöglich. Das ist ganz und gar Schwarze Musik aus New Orleans."

"Stimmt," sagte der Mann, "das hast du gut erkannt. Aber die Stimme auf der Kassette ist von mir."

"Aus den 20er Jahren. Entschuldige, aber dann müßtest du nach meiner Schätzung ein Geist sein oder 150 Jahre alt. Denn diese Stimme gehört einem alten Mann."

"Und, sehe ich aus wie die beiden da? Das sind deine Kinder, stimmts?"

"Ja, das sind meine Kinder," sagte ich. "Das Mädchen heißt Judith, mein Junge heißt Georg, wie ich auch."

"Du hast schöne Kinder."

"Was denkst du denn Mann. Sie sind so schön wie deine Musik. - Also bist du ein Geist?" fragte ich ihn.

"Zwick mich," sagte er, "und ich werde dich treten."

"Dann verrate mir das Geheimnis, wie du in die 20er Jahre kamst."

"Seid mir nicht böse Kinder," sagte er, "aber euer Vater ist etwas blöd im Kopf."

"Ich verlange dafür Beweise, ansonsten betrachte ich es wie ein Römer als Beleidigung, und verurteile dich nach den heiligen 12 Tafeln auf der Stelle zum Tode."

Da lachte er: "Wie klug er doch scheidet, euer Vater. Ich sag: Du bist blöd."

"Und ich verlange Beweise."

"Sollst du haben. Was siehst du?"

"Einen Kassettenrecorder."

"Was spielt?"

"Eine Kasette mit Blues aus den 20er Jahren. Die Band kenne ich nicht."

"Macht nichts, es ist eine Kasette mit Cooki Line, New Orleans."

"Also."

"Was also?" fragte er zurück.

"Cooki Line singt nicht, sondern er spielt das Blechding was du da hörst. Und wer singt? Das bin ich," sagte er trocken. Es fing an ihn zu reizen, und mich auf die Folter zu spannen. Jedenfalls war bei mir ein absolut kritischer Punkt erreicht.

"Sags endlich!"

"Es ist so: ich spiele Cooki Line von einem alten Grammophon ab, mit einer echten Nadel und so einem Trichter dran. Dazu singe ich und

nehme beides auf Kassette auf. Und das läuft gerade. Reicht der Beweis?"

"Reicht," gab ich zu, "die Runde hast du gewonnen."

Dann sagte er zu Judith und Georg: "Glaubt nicht alles eurem Vater. Auch dann nicht, wenn er euch mit Eiskugeln vollstopft. Väter irren sich manchmal, wie ich gerade bewiesen habe."

Der spielte nicht nur gute Musik, sondern auch noch Sokrates. Scheiß drauf. Der Abend fing wirklich gut an. "Auch wenn ich blöd bin, kennst du trotzdem ein gutes Lokal, wo wir uns amüsieren können? Die Zeit vergeht schnell - es muß also ein gutes Lokal sein."

"Da kenne ich eigentlich nur - Polyhymnia. Unten in der Stadt. Das ist das einzige, wo man ohne Bedenken die Nacht durchmachen kann."

"Hättet ihr Lust, dahin zu fahren?"

"Klar," sagten Judith und Georg, "warum nicht."

"Weißt du, wo hier Taxis stehen," fragte ich.

"Gleich um die Ecke," sagte er. "Aber wenn ihr schon hier seid, warum seht ihr euch nicht das Schloß an? Es ist am Ende der kurzen Straße. Auch gleich um die Ecke."

"Vielleicht. Danke für den Blues." Ich meint es ehrlich.

"Gern geschehen. Warte," sagte er noch, "ich möchte mich bei dir entschuldigen."

"Entschuldigen wofür?"

"Weil du eingesehen hast, daß du blöd warst. Mach dir nichts draus. Ist mir auch schon passiert. Mit sowas muß man leben."

"Danke." Zum Abschied nickten wir uns freundschaftlich zu, und dann trennten wir uns für immer.

Wir waren noch nicht am Taxistand angekommen, als die beiden Lust verspürten, daß Schloß zu sehen. So gingen wir zum Schloß. Ich war ziemlich besorgt wegen der rasenden Zeit, hatte aber keine Idee davon, was in meinem Fall wirklich das wichtigste sei. Ich fügte mich gewohnheitsgemäß in mein Schicksal. Wir sahen daß Schloß sehr bald schon, in gelbes Licht getaucht. Wie ein mächtiges Wahrzeichen über der Stadt. Ich ärgerte mich, daß sie unbedingt dieses Schloß ansehen wollten, rein konnten sie ja sowieso nicht. Ich wollte es wissen, was sie daran so interessant fanden. Und Judith sagte: "Das ist sehr

interessant. Kannst du hier irgend etwas erkennen, was einer für das Auge angenehmen Proportion entspräche?"

Leider nein, mußte ich zugeben.

"Eben darum ist es interessant. Die Leute bauten einfach nur groß und prächtig. Etwas das sie dann Schloß nennen. Wie willst du sonst den blödsinnigen Pomp einer Zeit denken, wenn nicht hier."

"Davon gibt es soviel, daß man sich die Zeit eigentlich sparen kann."

"Da hast du allerdings Recht," sagte mein Vater. "Man kann sich die Besichtigung auch sparen. Judith, da hat er recht."

"Recht haben, angesichts eines plumpen, zusammengepfuschten Bauwerks, ist kein Kunststück. Er soll sein Recht beweisen."

"Schwachsinn beweist sich selbst in seiner Absurdität."

"Worauf ich hinaus will," verstieg sich Judith, "das ist, daß du die Irrationalität dieser Sache als solche erkennst und von daher argumentieren kannst. So ein Gebäude ist für menschliche Proportionen nicht dienlich, es sprengt das Maß. Der Mensch wird zum Spiegelbild seiner Maßlosigkeit. Jeder Mensch hätte das sehen können. Warum glaubst du sehen die Menschen das nicht?"

"Weil sie sich widerspiegeln in eben dieser Massigkeit von Schwachsinn," spekulierte ich.

Wir kamen an die Brüstung zur Nordseite, und lehnten uns an die Mauer. Die Hohepriesterin des guten Geschmacks referierte über die Prinzipien der wohltemperierten Ästhetik. Sie sagte ungefähr folgendes: "Alles Schöne ist gerade auch das, was wir als schön empfinden. Ich hätte Holofernes, der übrigens Schmitt hieß, nicht töten können, wenn ich seinem Geschmack nicht entsprochen hätte. Das Schöne trifft das Auge. Und wird so Teil des Wahrnehmens von Schönheit. Das Schöne bekommt prinzipielle Bedeutung."

"Du lieber Himmel, Judith. Wir wollen doch jetzt nicht bei dieser herrlichen Stadt über das Schöne an und für sich reden," sagte ich. Aber sie störte das nicht. Für sie war Schönheit eine Waffe. Das hatte sie so erfahren. Schönheit als Waffe der Frau. Sie war sozusagen psychologisch motiviert.

"Hätte ich nicht gewußt, daß ich für ihn schön bin, so hätte ich keine Macht über ihn gewinnen können. Ich hatte Macht, ja mehr Macht als er, weil ich etwas besaß, was er besitzen wollte - nämlich Schönheit.

Um auf das Schloß zurück zu kommen. Die Leute, die sich als Herrscher in diesen Schlössern wer weiß wie gebärdeten, konnten das so tun, weil ihre Untertanen keinen Sinn für Schönheit entwickeln konnten - weil sie der überproportionierten Schönheit nicht entsprechen konnten. So wurde Herrschaft auf plumpe Weise ausgeübt. - Ich konnte Schmitt töten, weil ich das Mißverständnis kannte. Ich habe ihn mit Intelligenz getötet. Das ist meine Tat, und nicht weil ich eine verletzte Hure war. Ich war die einzige halbwegs ansehnliche Frau, die er jemals in seinem Bett hatte. Er glaubte mich zu besitzen. Sein Sinn war nach Macht ausgerichtet. Nicht nach Schönheit. Mit diesem Schloß ist es genauso. Es will nur Macht, und ist abgrundtief häßlich. Und das obwohl es auf so hohem Berg thront."

Ich wurde langsam sauer. Mein Kopf war einigermaßen durcheinander. Offensichtlich hatte sie irgend etwas hierher getrieben, um über die Zusammenhänge von Schönheit und Macht zu reden. Mein Vater war ebenso ratlos, wenn auch nicht verärgert wie ich. Er meinte nur: "Über Holofernes hast du noch niemals geredet, heute zum ersten Mal." Ich hielt mich da raus - zumal mich das Thema wenig berührte. Aber ich merkte doch, daß in Judith etwas in Bewegung gekommen war, was sie selbst noch gar nicht so recht an diesem Ort und zu dieser Stunde genau einordnen konnte.

Sie weinte, und ich war endgültig am Ende. Mein Vater nahm sie in den Arm. "Laß uns gehen, Judith. Es ist doch schon längst vorbei."

"Gar nichts ist vorbei, gar nichts, gar nichts. Vielleicht für dich. Ich möchte angesichts dieser monströsen Geschmacklosigkeit bei allem, was mir heilig ist, feierlich erklären: ich habe Holofernes alias Schmitt absichtlich getötet. Ich ging in sein miefiges Schloß und habe ihn erschossen."

Also noch eine Revolvergeschichte...

"Dieses Schloß hättet ihr sehen sollen. Ha! Dieser Mensch verwandelte sein Dienstzimmer in einen Puff der billigsten Sorte. Was er Wein nannte, war der letzte Fusel, bei dem jeder Hund gekotzt hätte. Dieser Mensch hatte die Macht Listen zu erstellen. Und das gemeinste war, ich hatte nur einen halben Tag Freiheit auf der Flucht, und ein englischer Jäger hat mich abgeschossen wie ein Karnickel."

Dann holte sie sehr tief Luft. Das konnte nichts Gutes werden.

Sie fing ganz leise an mit ihrem Fluch: "Dieser Schmitt hatte Angst vor seiner Frau. Sie durfte nicht wissen, daß er es mit einer Jüdin trieb, die er sich heimlich hielt. Er nannte mich mein kleines Laster. Da war vom hohen Lied nichts mehr übrig." Sie starrte mich an: "Das Schlimmste an Deutschland war diese Anständigkeit und Sauberkeit. Immer wenn er mich gevögelt hat, hat er sich vorher und nachher die Hände gewaschen."

Mein Vater hielt sie fester.

Ich fluchte vor mich hin über diese verfluchten Schlösser, ohne Maß und ohne Sinn. Wieso verdammt nochmal mußte ausgerechnet ich solche Frauen treffen - auf mir lastet ein Fluch.

Ich sagte zu Judith: "Höre sofort auf so ein Theater zu machen. Du hast ihn getötet, und den Preis der Freiheit mit deinem Leben bezahlt." Mir fiel nichts poetisches ein. Dann beschwichtigte ich: "Lieber Himmel, das ist 50 Jahre her. Du gehst morgen nach Bruno 8."

"Ja," stimmte sie mir zu, "dort hat man wenigstens die Stirn sich notfalls zu irren." Dann wischte sie sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen, und wollte von mir wissen, wie sie jetzt aussehen würde. "Furchtbar siehst du aus. Rauch lieber eine Zigarette und wir singen zusammen ein furchtbares Lied."

"Ja, gib mir Feuer." Sie rauchte ganz ruhig. Es war vorbei. "Tut mir leid," sagte sie, "aber ich konnte mit deinem Vater nicht darüber reden. Bei einem Geist hat das keinen Sinn. Sinn hat er doch nur bei einem Menschen - vielleicht ist das der Grund, warum wir den letzten Tag noch einmal Menschen sein können."

"Gut möglich," sagte mein Vater.

"Verdammt nochmal, ihr düst morgen ab, und wir wollten uns noch einen schönen Abend machen. Wißt ihr eigentlich wie spät es ist? Der nächste Tag hat schon angefangen. Die erste Stunde ist da."

Mein Vater sagte zu ihr: "Die Priesterin Judith besiegte den Herrscher in seinem Schloß. Und sie ist meine Freundin."

Ich bekam gelbe Zähne vor Neid. "Weißt du mein lieber Daddy, vielleicht gehe ich auch nach Bruno 8 und spanne sie dir aus."

Wir überboten uns im Schwachsinn reden.

"Ab zu einem Taxi. Der Tag hat angefangen. Der Herrscher ist tot. Zur Kneipe der Polyhymnia. - Ihr seid meine Kinder und ich spendiere euch eine Runde."

"Danke Daddy," sagten beide im Chor zu mir.

Der Taxifahrerin sagten wir wohin wir wollten. Sie wußte sofort bescheid. Die Tanzkneipe lag auf der anderen Flußseite. Aber die Fahrt dauerte nicht lange. Vorbei am Museum der Bildenden Künste, rechts vorbei an der alten Synagoge, zwei Straßen weiter und wir waren da. Ein kleiner Eingang, dann vorbei an einem Türsteher, der mich nicht reinlassen wollte. Aber Judith erklärte ihm in bestem Ungarisch, daß ich ihr Vater sei und schließlich alles zahlen würde. Entweder mit ihm oder wir würden zur Konkurrenz gehen. Das wollte der Typ nicht auf sich sitzen lassen. "Ist heute sowieso nicht viel los," murmelte er. Machte soundsoviel - und das obwohl nicht viel los war, wir die Show erst selbst liefern mußten.

Diskomusik. Leere Tanzfläche. Ein langbeiniger Pudel machte meinen Vater an: Ich bin eine göttliche Geliebte, flüsterte sie. "Haben wir für heute abgehakt," konterte er, "einfach übersprungen. Verstehst du?" Sie zuckte die Achseln: "Dann eben nicht, blöder Hund."

"In diesem Laden ist wirklich nichts los," stellte Judith lakonisch fest, "was machen wir? Ich würde vorschlagen, wir suchen erstmal einen Platz. Dann sehen wir weiter."

"Genau, das ist in Ordnung. Wir rauchen ein Pfeifchen und dann sehen wir weiter. - Entschuldige Judith. Sag mir wie du ihn getötet hast."

"Das war so einfach, daß ichs gar nicht erzählen will. Er hatte den Spruch drauf: Was das Auge nicht sieht, macht dem Herzen kein Leid. Es war verboten das Lager zu verlassen. Aber er hatte sich die Macht genommen, auch die eigenen Spielregeln zu übertreten. Er lebte einen anarchistischen Faschismus, wenn du so willst. Er nahm mich nach außerhalb mit, in ein Zimmer, das er sich heimlich gemietet hatte. Mit der Zeit wurde alles immer vertrauter, er immer unachtsamer und so schlief er ein mit seiner Dienstwaffe unterm Kopfkissen. Ich nahm sie und drückte ab."

"Was hast du dabei empfunden," wollte ich wissen.

"Gar nichts habe ich empfunden," sagte sie. "Niemals war ich im Leben so ruhig, wie in diesem Augenblick. - Noch Fragen?"

"Keine Fragen mehr, ich danke dir."

"Warum wolltest du das wissen?"

"Sag ich dir nicht."

Inzwischen kam mein Vater mit Getränken; Cola, Cola, Wasser. - Das kann ja heiter werden. Hinter der Theke stand eine Herrscherin von zwei Zentnern, auf einem Barhocker sitzend fummelte ein Goldfinger einen weißen Frauenrücken rauf und runter. Das übliche. Sie hatte Migräne, wie es aussah. Ein Finne von ungefähr zwei Metern Größe langweilte sich zu Tode, bis er mich sah. Dann warf er sein Bierglas vor meine Füße und nannte mich einen Faschisten. Mein Vater sprang gleich vom Stuhl und wollte eine Schlägerei anfangen. "Setzt dich ruhig wieder hin. Wenn es sein muß, leg ich ihn mit einem Taiotoschi aufs Kreuz."

"Taioto-was?" wollte er wissen.

"Selbstverteidigung," sagte ich, "auf japanisch."

"Ach so," sagte er.

Ich achtete nicht auf den Finnen. Aber die Herrscherin achtete auf ihn. Sie räumte kurzerhand sein Geld vom Tresen, das er leichtsinnigerweise dort abgelegt hatte zum großen Ausverkauf. Als er das merkte, stierte er in die Runde und nannte alle Faschisten. Er konnte so wenig Ungarisch wie ich auch, da nannte er eben alle Faschisten. Ein ziemlich gut gebauter Boß zokte das Geld von seiner Gang ab, die in einer Ecke herumsaß wie Erstkommunikanten. Der ging auf den Finnen zu und sah ihm tief in die Augen. "Schätze wir sind in der Unterwelt gelandet," rutschte mir so raus. "Kommt mir auch so vor," sagte Judith. Mein Vater staunte nur, und kam zu keinem brauchbaren Urteil. Judith hatte die Schnauze voll. "Ich will jetzt tanzen," beschloß sie. Sie ging zur Herrscherin hinterm Tresen, und wünschte sich Walzer oder Tango. Ihr wars egal.

Judith bekam ihre Musik. Walzer. Mein Vater forderte sie zum Tanz auf. Sie gingen auf die Tanzfläche und tanzten. Ein schönes Paar. Man weiß niemals wer sich findet zum Tanzen, ein Mysterium. Die Liebenden Gäste auf der guten alten Erde. Wenn ich mir vorstelle, daß sie nicht mehr lange hier sind. Morgen abend werde ich wieder im Fahrstuhl zu meiner persönlichen Lebendigkeit befördert. Und alles wird ein Traum gewesen sein.

Judith und Georg hatten die ganze Tanzfläche für sich. Niemand achtete auf sie. Bruno 8. Auf welche Namen die Menschen kommen. Was bedeutet Bruno? Ach, was geht mich das an. Die Weltraumleute sind allesamt Romantiker. Apollo ist der Beweis. Es sah ganz danach aus, als hätten die beiden mich vergessen.

Der Kopf des Menschen beherrscht den Lebenswagen oder er geht zugrunde. Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust. Judith und Georg liebten sich. Wie sie tanzten, machte das klar. Sie bändigte die Kraft eines Löwen. Wie meine Mutter. Für einen Augenblick wurde ich zum Eremiten, der über die Gerechtigkeit zu Grübeln anfing, und am Rad des Lebens drehte. Die Prüfung und der Tod. Ein Hengst wiehert und trägt den Ritter und die Standarte der Rose. Wieviel Tode stirbt man als Mensch, wieviel Geburten sind es, unzählige. Das Maß, das richtige Maß, wo ist es im Erproben des Lebens. So grübelte ich vor mich hin und schaute Löcher in die Luft. Ich wartete. So landete ich beim Teufel. Judith und Georg kamen wieder zu mir an den Tisch. Wollten wissen ob ich mich gelangweilt hatte.

"Nein nein," sagte ich, "ganz und gar nicht. Ich war gerade beim Teufel angelangt und dem Satz: Der Teufel sitzt im Detail."

"Das mußt du erklären," sagte mein Vater.

"Gut, wenn es interessiert, dann erzähle ich eine Geschichte."

"Interessiert," sagte Judith. Und mein Vater pumpte mich um Geld an, um drei Biere zu besorgen. Wir warteten.

"Wie war das Tanzen?"

"Schön. Er tanzt gut."

"Ich tanze besser, habe mehr Übung. Aber ich tanze nicht auf Walzer. Auf Tango tanze ich eher. Aber Tango kann ich nicht."

"Kann ich dir zeigen wenn du willst."

"Lieber nicht, das ist zu komisch. Tanz lieber mit Georg."

Mein Vater kam mit den Bierern. Prost!

"Also ich erzähle die Geschichte von einem Ziegenbock, der mein Freund war. Es ist eine sehr ernste Geschichte, klar?"

Beide nickten.

"Bei meinem Opa mütterlicherseits, der auch Bauer war wie väterlicherseits..."

"Und der mich nicht mochte," wendete Georg ein, "aber vielleicht gemocht hätte, wenn ich nicht... und was ich jetzt erst weiß..."

"Mein Opa hatte einen Ziegenbock, noch ganz jung. Lebendig wie der Teufel, und mit sehr viel Kraft. Ich freundete mich mit ihm an, näherte mich ihm langsam, und senkte meinen Kopf zu seinem, so wie ich es von Ziegen gesehen hatte. Da nahm er mich auf die Hörner und warf mich in die Jauchegrube. Ich stand bis zu den Knien im Dreck. Der Bock schaute mich an als wollte er fragen: was ist denn passiert, so eine Scheiße. Aber mein Opa, der mich mehr liebte als den Ziegenbock, nützte meine Abwesenheit zur gründlichen Säuberung aus, und faßte den furchtbaren Entschluß, den Bock sofort zu schlachten. Er behauptete, daß Tier sei boshaft. Ich hatte plötzlich ein Problem am Hals, das ich nicht lösen konnte: Wie sagt man seinem Großvater, daß der Bock mit einem Bock ein Kämpfchen gemacht hatte, alles ein Mißverständnis war, ich selbst Schuld war wegen meines hörnerlosen Schädels, denn hätte ich Hörner gehabt, wäre der Bock am Boden gelegen oder was weiß ich. - Gesäubert rannte ich hinter meinem Opa her, und versuchte vergeblich den Bock zu retten, der mein Freund war. Aber der Teufel, der die Kraft hat, unzählige Mißverständnisse in der Welt auszusäen und uns dabei ohne Worte läßt, wollte den Bock verspeisen. So gab es also noch am selben Tag Ziegenfleisch und alle, ausnahmslos alle lobten das Fleisch. Die Bosheit des Bocks verwandelte sich in himmlische Lust.

Und ich konnte nicht daran teilnehmen, so sehr man mich auch drängte das Fleisch wenigstens zu versuchen. Es war ja mitten im Krieg. Das ist alles was ich über meinen Freund sagen kann, und darüber, wie der Teufel ins Detail kommt, ohne daß wir es merken."

Judith klatschte über meine Geschichte, mein Vater nickte anerkennend. Inzwischen war es schon vier Uhr morgens. Die Herrscherin wollte schlafen, und warf den ganzen langweiligen Rest aus der Bude ohne eine Ausnahme zu machen. Sollte ich irgendwann Polihymia treffen, werde ich mich beschweren, das nahm ich mir fest vor.

Wir standen auf der Straße und suchten nach einem Taxi. Ich schlug für diese Uhrzeit die Margareteninsel vor, für einen Spaziergang am Morgen. Das fanden beide gut. Besonders mein Vater litt unter der

Qualmerei. Es wurde also Zeit an die Luft zu kommen. Wir warteten nicht lange und ein Taxi kam, das uns zur Margareteninsel mitnahm. Eine Insel mitten in der Donau. Ich hoffte dort einen Sonnenaufgang zu sehen. Aber der Himmel war bewölkt und nur ab und zu kamen rosa Fäden ans Licht und etwas vom Blau des reinen Himmels. Das Taxi hielt genau vor Velos, die man mit vier Personen fahren konnte. Was für ein Glück. Sie waren angekettet aber nicht abgeschlossen, offensichtlich vergessen worden.

"Wollen wir fahren, habt ihr Lust?" Und ob die Lust hatten. "Wollt ihr treten, dann setze ich mich hinten drauf." So kam es, daß Judith rechts saß und mein Vater links, und beide traten und lenkten das Velo gemeinsam. Ich saß hinten und rauchte eine morgendliche Pfeife. Es ging ziemlich zickzack den sandigen Weg entlang. Mir wars egal. Aber Judith meinte, daß es wohl besser sei, wenn sie alleine lenken würde. "Wieso," meinte mein Vater, "wir werden die Kiste doch zusammen lenken können." Und so verhandelten sie hin und her. Wir hielten kurz an einem Denkmal und enträtselten die Bronze so gut es ging. Da fingen sie zu streiten an. Das ungeschickte Lenken brachte beide in Wallungen, aber dann auch noch die Interpretation eines Denkmals über die ungarische Geschichte, das brachte sie vollends in Rage. Am Streiten der Leute kann man erkennen, ob sie zusammenpassen. So hörte ich mir das Plärren an ohne einzugreifen.

"Du irrst Judith."

"Nein du irrst."

usw.

Ich wollte ans Ende der Insel und sagte: "Was streitet ihr über Denkmale herum, die die nächste Generation sowieso einschmelzen läßt. Laßt uns lieber ans Ende der Insel fahren. Zuerst lenkt Judith, dann du."

Jetzt gingen beide auf mich los.

"Was mischst du dich da überhaupt ein!"

"Ja, was mischst du dich da überhaupt ein. Sitzt gemütlich da und willst in die Donau gaffen oder den Himmel anschauen. Warum lenkst du nicht die Kiste."

"Weil ich keine Lust habe. Du bist schließlich mein Vater."

"Und du bist mein Sohn," schrie er mich an, "du lenkst jetzt das Velo bis zur Spitze, dann lenke ich und dann Judith."

Ich wußte daß es nicht weit war, so habe ich sie ans Ende der zugänglichen Insel gefahren. Sie saßen auf dem Rücksitz und schmusten herum.

Ein Turm war gefallen und hatte sie in Ratlosigkeit gebracht. Aber jetzt war alles gut. Dank der ausgleichenden Sternenfrau, die mir die göttliche Erde zum Dasein läßt, und den beiden Bruno 8.

"Das ist also die Donau in Budapest."

"Da bist du geboren, und da bin ich geboren, da ist Hilde geboren. Und da sind viele andere geboren."

"Was meinst du Georg: sind die Donaumenschen ein Volk, wie mein Opa mir sagte."

"Darüber habe ich noch nie nachgedacht, vielleicht hat er Recht.

Vielleicht gehören aber auch alle Flüsse zu einem Fluß."

"Damit bin ich nicht einverstanden, Georg," sagte ich. "Ich will meinen Fluß, der einen Namen hat und den ich anschauen kann."

"Dann hat dein Opa Recht," gab er zu.

Wir saßen am Ufer und schwiegen. Ich weiß nicht wie lange. Es war plötzlich vollkommen egal geworden, das Schweigen.

Die Stadt erwachte aus ihrem Schlaf.

"Wie kommt es eigentlich, daß sich niemand für die Irrtümer zuständig fühlt," fragte Judith den Fluß.

Den Fluß. Sie redete vor sich hin: "Wer nimmt die Schuld auf seine Schultern. Wer verzeiht. Und wer ist der Racheengel. Bis ins dritte Glied werden die Schmerzen dauern. Dann erst wird es den Atem geben, der mit dem Herzen im Einklang lebt."

Dann schwieg sie wieder.

Ein Lastkahn fuhr vorüber, beladen mit Sand. "Ich möchte kein Sand sein. Zu denen will ich gehören, die das Leben wagen," sagte ich vor mich hin.

Jeder lebte für sich am Ufer des Flusses. Der Rauch der Donauschiffe über dem Kornfeld. Das neblige Land am Morgen. Der feuchte Geruch des Klees. Die Verbrechen der Sprache. Die Wohltat der Gesten. Balsam der Augen.

"Sieh den Strudel," bemerkte mein Vater. "Du kannst dich nur retten wie ein gekreuzigter Christus, indem du dich wie er ausbreitest und deine Arme ausstreckst wie er. Sonst bist du verloren, für immer. Der Fluß ist ohne Gnade, ohne Erbarmen. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.

Verzeihung der Taube, die der Fänger fing. Und so der Untreue beschuldigt wurde an der Geliebten. Verzeihung dem Mann, der über dem Abgrund stand und sein Leben in Sicherheit brachte. Verzeihung der Frau, die zur Kriegerin wurde. Verzeihung allen, die sich geirrt haben und es wissen, und darum weinen."

Judith sagte: "Amen."

Dann sagte ich: "Amen - laßt die Toten ihre Toten begraben. Laßt uns über das Gras der Gleichgültigen gehen. Ohne Empfindungen. Ohne Tränen und ohne Lachen. Ohne Tanz und ohne ein Lied. Lassen wir sie in ihrer modernen Banalität der Besitztümer aus Sand und Vergessen."

"Amen," sagte mein Vater.

"Ich sage: laßt uns fluchen, laßt uns fluchen. Ich sage: laßt uns schreien und fluchen. Fluch über alle Feiglinge, die Angst vor dem Tod haben, weil sie nicht leben. Fluch über alle die Bettler der Anerkennung. Fluch den mikrigen Ehrgeizlingen, die buckeln für niederen Gewinn. Fluch den Schleimscheißern und Arschkriechern."

Judith schrie: "Amen."

Mein Vater sagte: "Amen."

"Über dem Fluß tanzt der Geist des schönen Gottes. Ohne Angst und ohne Furcht wasche deine Füße, wasche dein Gesicht und deine Hände, denn deine Macht hat nicht seine Größe. Amen.

Freude allen Anwohnern dieses Flusses. Segen für alle Häuser an diesem Fluß. Freude allen Korn- und Fischessern, allen Weintrinkern und Liebenden. Freude im Namen des Flusses. Amen.

Verzeihung den Irrenden, die bezahlt haben ihre Schuld. Verzeihung den Schwachen, die bezahlt haben für ihre Schwäche. Verzeihung den Vergessenen, die sich weggaben für das Erinnern. Verzeihung allen Namenlosen, die der Fluß verschlang, weil sie versäumten die Arme auszubreiten. Amen."

Ich hatte langsam keine Lust mehr zu diesem Spiel. Es war nur gut, daß der Morgen uns schützte. "Hört zu ihr beiden, laßt uns was anderes machen."

Mein Vater meinte, wir könnten ja Steine springen lassen. Er war wirklich noch sehr jung und Judith wollte mit ihm mithalten.

"Dann will ich der Schiedsrichter sein," sagte ich.

"Das machen wir," sagte Judith. "Wer zuerst einen Stein fünf Mal springen läßt, der hat gewonnen."

"Gut, ich zähle."

Beide machten sich auf den Weg und suchten möglichst flache Steine.

Am Strand lagen genug herum. Judith fing an. Beim ersten Wurf schaffte sie es auf drei. Da ich weder Stift noch Papier bei mir hatte, machte ich zwei Stellen, auf denen ich mit Steinen Punkte sammelte.

"Judith hat drei Steine," sagte ich zu Georg. "Du bist also jetzt dran." Er holte aus, zögerte, holte noch einmal aus. Er machte drei Steine. "Auch drei."

Dann machte Judith einen Versuch gegen den Strom. Der Stein tauchte sofort unter. Sie protestierte: Man müsse bei dem Fluß darauf achten, ob man gegen, mit oder flußabwärts den Stein wirft. Die Schwierigkeitsgrade müssten berücksichtigt werden.

"Du kannst selbst entscheiden, in welche Richtung du den Stein wirfst. Ich finde es sollte keine Berücksichtigung finden und Sache der freien Entscheidung jedes einzelnen sein." So argumentierte mein Vater.

Ich stimmte dem zu: Schließlich war ich der Schiedsrichter. Judith fauchte: "Das ist ungerecht. Ich werfe den nächsten mit dem Strom."

Das machte jetzt Georg, aber sein Ergebnis war gleich Null. Der Stein tauchte unter ohne einen einzigen Sprung. "Der dritte Versuch soll die Entscheidung bringen," schlug ich vor. Sie waren einverstanden. Judith versuchte sich zu konzentrieren, nahm den leichtesten und flachsten Stein und schleuderte ihn über das Wasser. Er wurde von einer Welle erfaßt und mitgerissen. Doch es schien, daß er, bevor er verschwand, auf der Welle tanzte. Ich entschied fünf Steine, "der Stein tanzte so lange, wie er fünfmal hätte springen können."

"Was," schrie mein Vater, "das war so nicht ausgemacht. Du änderst die Spielregeln wie es dir paßt."

"Ich bin der Schiedsrichter. In einem Spiel ändern sich die Regeln entsprechend der Einsicht in das Spielen."

"Ah, so kann man nicht spielen."

"Doch, so muß man spielen. Wenn man spielt. Ein Gedanke muß sich entwickeln können. Wirf deinen Stein, und ich sag wer gewonnen hat."

Judith gefiel meine Entscheidung. Immerhin hatte sie jetzt acht Steine.

"Gut," sagte mein Vater, "ich bin überstimmt, einverstanden."

Er wartete und sah sich den Fluß an, der träge sich dahinwälzte wie Lava. Dann schleuderte er seinen Stein und Judith zählte: "Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs. Er sprang sechsmal," jubelte sie, "du hattest Glück."

Ich korrigierte sie: "Er sprang fünfmal, das sechste Mal wars kein Sprung sondern ein Furz."

"So haben wir also beide gewonnen," stellte mein Vater fest.

"Ihr habt beide gewonnen," stellte auch ich höchstrichterlich fest.

"Was bekommen wir für den Sieg," fragte Judith.

"Ihr habt um das Recht gespielt und bekommt als Anerkennung einen Kuß."

"Einverstanden," sagte sie, "auf den Mund."

"Auf den Mund."

So habe ich mir das Vorrecht genommen, sie beide auf den Mund zu küssen, denn ich liebte sie beide.

"Laßt uns zurückfahren," schlug ich vor, "ehe der Velobestizer eine Verlustrechnung macht und die Polizei holt."

"Ach, der macht erst um 10 seinen Laden auf," beruhigte mich Judith.

Inzwischen sah man Leute im Park auf der Insel. So gingen wir zu unserem Velo. Ich saß wieder auf dem Rücksitz. Die beiden vorne. So fuhren wir los. Ein Mann begegnete uns. Ein Hänffling mit den Gesten eines Generals. "Wer war das?" fragte ich meinen Vater. Er sagte nur: "Ein Pharao auf Stelzen." Wir lachten.

Eine ältere Dame ließ sich von einem Hund terrorisieren. Der Köter zerrte sie von einem Busch zum nächsten. Sie nannte das Scheusal Anton. Keine zehn Meter weiter begegnete uns ein Mann, der laut Zahlen deklamierte. "Ein Statistiker," stellte Judith fest. Dann sahen wir

eine Frau, bei der ich gewettet hätte, daß sie Amerikanerin ist. Ich sagte: "Wetten das ist eine Amerikanerin" und schrie: "Hey!"

Sie schrie zurück Hey!

"Mist, das hätte ich mir schenken können."

Ein Pfarrer lief mit seinem Brevierbuch herum - scheinbar gedankenverloren - kam aber nicht umhin, Judith von der Seite her anzuschauen.

Dann sahen wir einen fetten Parkwächter, der unsere vier Veloräder musterte als wären wir Bankräuber. Er schrie uns nach: "Das ist nicht recht was sie da tun."

Eine Gruppe von Frauen versperrte uns den Weg. Wir standen für einen Augenblick, da wir keine Klingel hatten. Nach einer Zeit ließen sie uns passieren. So kamen wir endlich zu unserem Ausgangspunkt. Der Veloladen hatte tatsächlich noch nicht geöffnet, und so legten wir das Gefährt unbemerkt wieder an die Kette. Es war höchste Zeit, denn es war bereits kurz vor 10 Uhr.

"Die Zeit ist schnell vergangen," stellte ich fest.

"Ach was," sagte Judith, "wir haben noch fast neun Stunden Zeit für unser Leben. Das ist fast eine Ewigkeit." Mein Vater stimmte ihr zu. Mein Magen knurrte und schrie nach Kaffee. Diese verdammten Gewohnheiten, die der Anfang aller Laster sind. "Da vorne ist ein Hotel, ich würde da gerne frühstücken."

"Gut gehen wir hin," sagten die Geister, die zum ersten Mal Coca Cola tranken und nicht in wilde Begeisterungsschreie ausbrachen.

"Wie fandet ihr eigentlich die Cola von heute Nacht?"

Mein Vater sagte: "Ich weiß nicht was du meinst."

"Du hast eine Cola gekauft und vor meinen Augen getrunken. SowaS gabs doch zu deiner Zeit noch gar nicht."

Judith sah mich erstaunt an: "Wir Geister haben keine Empfindungen für Coca Cola," stellte sie sehr bestimmt fest.

"Stell dir doch vor," sagte mein Vater, "wir hätten Empfindungen für Cola und würden nicht mehr an Bruno 8 denken."

"Das wäre eine Katastrophe," stellte Judith fest.

"Eine Schande," sagte mein Vater.

"Stimmt," gab ich zu, "man kanns auch übertreiben."

Wir waren im Hotel angelangt. Wenig Leute und wir konnten uns einen Platz am Fenster aussuchen. Ein Kellner kam vorbei und ich wollte bestellen, aber er sagte, daß er der Oberkellner sei und die Bedienung gleich käme. Automatisch entschuldigte ich mich. Das gefiel ihm, dem Oberkellner. Dann kam eine etwas zur Korpulenz neigende Lady und fragte schnippisch: "Was möchten sie denn."

"Ein einfaches Frühstück mit viel Kaffee, und für die beiden da je ein Glas Wasser, damit sie mir zuprosten können."

"Was," sagte Judith entrüstet, "du frühstückst vor unseren Augen und wir sollen Wasser trinken."

"Sollt ihr, habe ich beschlossen. Ihr empfindet sowieso nichts - und ich habe Kinder, für die ich mir die unnütze Ausgabe sparen kann." Wieder mal merkte ich, daß ich jede Verschwendung für verabscheuungswürdig halte.

"Ich bin deiner Meinung," sagte mein Vater. Und Judith fügte sich ihrer eigenen Vernunft. Nannte mich aber trotzdem einen Geizkragen.

"Meinetwegen schimpfe soviel du willst," sagte ich.

Und sie: "Eigentlich empfindest du auch nichts. Oder ist dir noch nicht aufgefallen, daß du seit Tagen weder pissen noch scheißen mußt."

"Ist mir nicht entgangen," gab ich zu.

"Und weißt du auch warum das so ist?" hakte sie nach.

"Weil ich so tot bin wie ihr. Es gibt aber trotzdem zu euch einen Unterschied, klein zwar aber immerhin. - Ich werde noch eine Weile frühstücken. Ihr gar nicht mehr. Und deshalb brauche ich die Erinnerung an ein Frühstück, und wenn sie noch so klein ist."

"Gut," sagte Judith, "ich bin geschlagen. Gebe auf."

Das Frühstück kam. Ein Kännchen Kaffee, ein bißchen Butter, ein Brötchen und eine Scheibe Brot, dazu Marmelade. Zwei Gläser Wasser und ein abfälliger Blick.

Scheiß drauf.

Das Frühstück war schnell erledigt. Mir war die Lust darauf vergangen. Judith rauchte eine Zigarette. Mein Vater hustete. Ich bezahlte rasch und wir suchten ein Taxi.

"Wo wollen wir hin," fragten mich beide gleichzeitig.

"Zum Museum der Bildenden Künste."

"Ich hasse Museen," sagte Judith.

"Ich mag sie auch nicht," sagte mein Vater.

"Es geht nur um ein einziges Bild," sagte ich. "Es dauert nicht lange."

Wir stiegen in ein Taxi, die beiden hinten, ich vorne. "Zum Museum der Bildenden Künste" sagte ich. Der Taxifahrer verstand mich nicht.

"Was?"

"Bisher haben mich alle verstanden."

Judith redete mit ihm in ungarisch. Dann sah er in den Stadtplan und nickte mit dem Kopf, brummte irgendwas und tat so als hätte er alles verstanden. Dann raste er los als flösse ihm mit der Zeit pures Gold durch die Adern: Time is money.

Er raste ein paarmal im Karree um das Museum herum, irrend, suchend - bis ich ihm sagte, daß er da vorne halten könne. Er verstand mich sofort. Das Museum lag eine Straße weiter. Gleich um die Ecke. Ein sehr stattliches Bauwerk. Große Freitreppe.

Ich kaufte uns Eintrittskarten, und die beiden waren wieder meine Kinder. Sie liefen hinter mir her wie geduldige Schafe. Im ersten Stock war das Bild, das ich ihnen zeigen wollte. "Da ist es," sagte ich. "Dieses Bild ist eine Antwort für dich Judith, auch eine für dich Georg. Ich will, daß ihr auf Bruno & uns nicht vergesst. Ich möchte, daß ihr wißt, daß es bei uns auch solche Bilder gab. Behaltet uns also in freundlicher Erinnerung."

Beide waren etwas betreten, wußten nicht recht was anfangen mit meinem Sermon. "Von wem ist das Bild," fragte mich mein Vater.

"Von Goya, einem spanischen Hofmaler. Aber auf diesem Bild hat er keine Königin und keinen König gemalt sondern einen Scherenschleifer."

"Eine ganz einfache Komposition," bemerkte Judith.

"Und ganz einfache Farben. Ocker, Braun, wenig Rot. Ein kräftiger Körper, schwere Hände und im Zentrum ein Schleifstein von der Farbe eines weißen Knochens."

"Ich verstehe nicht, was du sagen willst."

"Ich verstehe ihn," sagte Judith. "Er malt keinen König mehr sondern die Wirklichkeit des Lebens. Stimmts?"

"Ja," sagte ich, "Goya verließ die königlichen Kronleuchter und Tapeten und schaute das Leben an. Ich schenke euch das Bild, es hat eure

Augen und Tiefe. Ihr seid Schwestern und Brüder," sagte ich im Schillerschen Pathos.

Mein Vater fragte: "Ist das alles?"

"Das ist alles. Ja eine kleine Wahrheit, beim Schopf gepackt. Ich will zeigen, daß man im Leben nicht auf jede Küchenschrankwand Sau mit dem Finger schreiben muß, nur weil er den Umständen entsprechend ein wenig Staub angesetzt hat."

"Du hast recht," sagte Judith.

Georg biß auf die Zähne und kämpfte mit den Tränen. Ich weiß nicht warum ich so geredet habe. Es tat mir leid und ich suchte nach einem Trost.

"Gehn wir."

Wir verließen das Museum und gingen in den Park, da setzten wir uns auf eine Bank. Judith und ich rauchten. Mein Vater schwieg. Dann fragte er mich: "Woher weißt du das?"

"Als der Brief kam, ein Telegramm, im April `45 und Hilde, die am Küchentisch saß, und zu lesen versuchte, und immer wieder las und las und weinte und weinte wie selbst Antigone nicht mehr weinen konnte, sagte sie bittere Worte zu mir: Dein Vater starb den Heldentod auf dem Felde der Ehre. Dann sprang sie wie eine Irre an den Küchenschrank und schrieb mit dem Finger Sau auf die Seitenwand. Das hat er dahingeschrieben mit dem Finger, schrie sie, und jetzt... sind wir allein, sagte sie zu mir. - Daher weiß ich es."

"Ja," sagte er, "das habe ich wirklich genauso gemacht. Mein Leben war zu einer Kaserne geworden."

Dann schwiegen wir. Hatten eigentlich schon zuviel geredet.

Mein Vater fing wieder zu reden an: "Das System war so, daß jeder blind gehorchen lernen mußte, notfalls mit der Zahnbürste den Boden schrubben. Ich mußte das tun. Der Grund war einfach: Jeder sollte die Hosen runterlassen um dazuzugehören. Das mußte jeder tun.

Persönliche Freiheiten waren verboten. Demütigung und Schikanen gehörten dazu. Ich konnte nicht mehr denken, so ist das. - Meine Schuld bestand darin, die Machtstrukturen wichtiger zu nehmen als den Stolz und die Würde des Menschen. Ich bekenne mich zu dieser Schuld."

"Es tut mir leid, daß mir das so rausgerutscht ist vorhin. Ich wollte darüber gar nicht reden. Es ist mir wirklich nicht so wichtig gewesen, entschuldige," sagte ich.

"Du mußt dich nicht entschuldigen," sagte er. "Für die Wahrheit sollte man sich niemals entschuldigen - und wenn sie nur ein Zipfel davon ist. Ich muß mich bei dir entschuldigen."

Das wies auch ich von mir, "bei mir mußt du dich ebensowenig entschuldigen. Ein sehr guter Freund von mir sagte einmal einen Spruch aus dem Bauernkrieg: Unsere Enkel fechtens besser aus."

"Tja," stellte Judith entschieden fest, "dann müßt ihr das Haus für die Enkel bestellen. Gar nicht so einfach. Was für ein Gesetz: Aug um Aug, Zahn um Zahn, bis ins dritte Glied."

"Wenn wir schon dabei sind," sagte ich, "wußttest du, warum Hilde wollte, daß du dich zur Waffen-SS melden solltest?"

"Ja, ich wußte es," sagte mein Vater.

"Hatte Hilde Recht?"

"Ja," sagte mein Vater, "sie hatte Recht. Ich liebe deine Mutter in Judith, einverstanden?"

"Sehr einverstanden," sagte ich. "Jetzt müssen wir los in die Innenstadt, K und K Monarchie. Absolut sehenswert - ein Restaurant im Jugendstil, sowas habt ihr noch nicht gesehen. Keine Angst, wir schauen nur kurz rein, auf einen Kaffee nicht länger."

Auf ein Taxi mußten wir nicht lange warten, und es war auch nicht weit zu fahren, bis wir da waren. Mein Vater stellte fest, daß die Fassade zwar schön aber sanierungsbedürftig sei. "Das wird aber höchste Zeit," stellte er fest. Judith war begeistert: "Hier haben meine Voreltern gespeist," sagte sie voller Stolz. "Da vorne saß meine Großmutter mütterlicherseits, die kommen nämlich von hier mußt du wissen."

"Habe ich mir schon gedacht."

Eine Zigeunertruppe spielte für die Touristen Zigeunermusik. In Bussen kamen sie hierher und in Bussen saßen sie zusammen, um das 19. Jahrhundert live zu erleben. Judith fragte einen noblen Kellner im Frack, ob wir einen Kaffee bekommen könnten. Nicht um diese Zeit sagte er wie zu einer Mondgöttin. "Nicht von 11 bis 14 Uhr. Kommen sie später wieder, Madam."

"Macht nichts," sagte sie, "wir haben sowieso schon alles gesehen." Zu mir gewandt wollte sie wissen: "Und was machen wir jetzt?"

"Keine Ahnung," ich war erst mal ratlos. Mein Programm war durcheinander geraten. Eigentlich wollte ich Ente essen wie immer zu... - aber so. "Laufen wir am besten ein Stück die Hauptstraße runter zur Donau. Bis dahin fällt mir schon was ein." So liefen wir die breite, vom Lärm erfüllte Straße in Richtung Donaubrücke. Jede Querstraße war für Fußgänger untertunnelt. Dort verkauften Leute alles mögliche, während über ihren Köpfen der Autolärm brauste. Von Petersilie bis Kofferradio wurde alles geboten.

Da sah ich auf dem Boden eine Jacke liegen. "Laßt uns das anschauen," sagte ich. Ein Zigeuner war mit einer ganzen Sippe hier. Keramik, Klamotten, alles mögliche wollte er loswerden. Aber ich interessierte mich nur für die Jacke. Das Innenfutter bestand aus Schaffell, und das Überleder aus unzähligen Blumen, alle fein säuberlich auf das Leder genäht.

"Du lieber Himmel, sowas gehört ins Museum," meinte ich, während ich sie in den Händen hielt. Judith gefiel sie auch. Ein Mann kam dazu und meinte, diese Jacke sei Erde.

"Was sagte er, Judith?"

Judith redete mit ihm und übersetzte: "Er meint, diese Jacke sei eine Festjacke von einem Hirten aus dem ungarischen Kernland."

"Ich will sie haben. Was kostet sie," wollte ich wissen.

"In deinem Geld 100 Mark."

"Das ist Davids Jacke. - Hört zu ihr beiden, paßt auf die Jacke auf, ich gehe zur Bank und tausche Geld." Zu dem Mann sagte ich, oder sagte es zu der Frau die dabei stand: "Diese beiden bleiben bei euch bis ich wiederkomme. Diese Jacke hier will ich kaufen. Sie haben verstanden?" Die Bank war gegenüber auf der anderen Straßenseite.

Am Schalter verlangte man zuerst meinen Ausweis. Den Scheck unterschrieb ich zweimal, ebenso einen Antrag. Diesmal wollte ich nicht schofelig sein und setzte mein Restguthaben auf das Papier. Aber sie gaben mir nur eine kleine Nummer auf einem kleinen Zettel. "Was ist das?"

Auf einer Bank warteten Leute mit diesen Zetteln in den Händen. "Was ist das?" Mein Ausweis ging von einer Hand in die nächste. Ich wurde

begutachtet. "Was ist das? - Ihr verfluchten Faschisten. Wenn ihr mir nicht sofort mein Geld rausrückt, werde ich hier zur Bombe."

Die Wartenden glotzten mich an. Ich stellte mich vor die leere Kasse.

Niemand stand da. Alle warteten. "Was ist das?"

Mein Herz raste, mein Körper zitterte. Wenn das noch lange dauert, dann...

Benimm dich, warte, die Zeit kommt.

Ich blutete aus allen Wunden der Zeit. - Warte - Ich will nicht warten.

Die Frau legte mir ein Bündel Scheine hin. Jedes einzelne Papier zählte ich vor ihr. Das mußte sein. - Ihr Betrüger, Mörder.

Die Frau sah mich nicht an, tat so als beachtete sie mich nicht. Aber ich wußte, daß sie Angst hatte. Die Schafe saßen da und warteten.

Ich schlug die gläserne Tür in die Angeln, daß sie klirrte.

Beruhige dich, schrie eine Stimme in mir.

Ich will es nicht, schrie ich zurück.

Wenn die Scheibe kaputt gegangen wäre...

Scheiß drauf.

In der Unterführung angekommen, saßen meine Engel auf dem Fußboden. "Wo sind die Leute," schrie ich sie an.

"Die Polizei hat sie verscheucht, wir konnten es nicht verhindern."

Bis dahin war eine Ewigkeit vergangen. Im Menschengewühl kamen die Zigans wer weiß woher. Eine Frau drückte mir die Jacke in die Hand, schlug sich auf die Brust und schrie gegen den Lärm an: Romani.

Romani. Ich drückte ihr das ganze Geld in die Hand. Dann küßte sie mich und sagte noch einmal: Romani.

Ich habe verstanden.

Mein Vater sagte: "Laßt uns abhauen." Judith nahm die Jacke an sich.

Die Zigans verschwanden mit uns von der Bildfläche. Ich dachte ich werde wahnsinnig. Mein Haß trieb mich vorwärts. Judith verstaute die Jacke in einer Plastiktüte, die sie sich an einem Kiosk klaute. Ein Café tat sich vor uns auf wie ein Versteck. Wir waren da die einzigen Gäste. Meine Engel erledigten alles für mich, besorgten mir einen Kaffee.

Aber ich konnte nur sagen: "Er hat meinen Gott gelästert." Dann mußte ich weinen. Ich wollte nicht, aber es ging nicht anders. Ich konnte es einfach nicht verhindern. Wir waren allein, was für ein Trost.

Ich erzählte was ich in der Bank erlebt hatte, und beide verstanden mich sofort. "Jetzt ist alles gut," sagte Judith. "Gib mir bitte eine Zigarette."

Inzwischen war der Nachmittag gekommen. Die Zeit fing zu rasen an. Meine Engel hatten viel Geduld. Sie sagten nichts und warteten auf mich. Langsam kam ich zum Leben zurück, beruhigte sich mein Herz, ließ mein Zittern nach.

Sie lächelten mich an.

"Danke ihr beiden. Meine Engel. Bruno 8 ist eure Heimat. Ich werde euch vermissen. Ihr werdet mir sehr fehlen."

"Dann wirst du lernen, daß wir bei dir sind," sagte Judith.

"Sei nett und bezahle für mich."

"Haben wir schon gemacht. Urania hat dir den Kaffee geschenkt."

"Danke, Urania." Wir gingen auf die Straße. Judith trug das Festtagsgewand Davids. Ich schaute auf die Uhr, und stellte fest, daß es bereits halb vier war, also nur noch etwas mehr als zwei Stunden.

"Wie wollen wir den Rest zusammen verbringen, die Zeit ist knapp geworden."

Diesmal machte Judith einen Vorschlag: "Wir gehen in das Thermalbad, wo schon die Römer sich aalten."

"Sehr gut, ab mit dem nächsten Taxi."

Es folgte eine große Zeremonie wegen der fehlenden Badehosen, bzw. eines passenden Badeanzugs für Judith. Wir sollten dafür 50 Dollar hinterlegen. Aber woher sollte ich die Dollars nehmen. Mein Paß sollte als Pfand nicht genügen, Davids Festgewand auch nicht und noch weniger meine Lederjacke - obwohl sie im Preis ungleich höher lag, als alle Badehosen der ganzen Anstalt wert gewesen sein konnten.

Wir änderten die Taktik. Diesmal mußte mein Vater ran. Er versuchte im schönsten Schwäbisch unsere verzweifelte Lage klar zu machen - er deutete auf mich und sagte: "Mein Papa, du verstahst. Meine Schwester. Wir wollen in das Wasser, hier, verstahst. Paß und Jacke als Pfand und den ganzen Rest des Geldes, das wir noch haben, du verstahst?"

Naja, schließlich blieb ihnen doch nichts anderes übrig, als unter den Bedingungen die Badehosen rauszurücken. Schließlich blieb genug

übrig bei dem Geschäft, wäre einfach zu blöd gewesen den Deal nicht zu machen.

So hatten wir es geschafft in das Schwimmbad zu kommen, in dem Judiths Großmutter schon geschwommen war. Wir legten uns ins Wasser und sahen uns an. Über die Badehosen sollte man besser nichts sagen, nichts über den Badeanzug und nichts über die Bademützen. Wir sahen aus wie Badefreaks aus den 20er Jahren. Aber es war wunderbar im Wasser zu liegen und die Augen zu schließen. Jahrtausende perlt auf unserer Haut. Die Zeit stand still.

Es war Judith, die sagte, daß wir zurück müßten. So gingen wir, nach einem Bad wie ein beruhigender Schlaf. Ich bekam meinen Paß wieder samt meiner Lederjacke, und Judith drückte mir die Plastiktüte mit Davids Gewand in die Hand.

"Ab jetzt mußt du darauf selbst aufpassen," sagte sie.

"Mach ich. - Wo wollen wir hingehen, um nach Hause zu kommen?"

Mein Vater schlug vor, daß wir uns in der Eingangshalle wegbeamen sollten. Wir faßten uns also bei den Händen, und schlossen die Augen. So landeten wir da wo die Ledersessel standen. Eine Frau namens Kalliope empfing uns mit sehr strengen Worten: "Jetzt habt ihr nicht mehr viel Zeit, ihr beiden. Wollt ihr noch etwas besprechen, dann schnell."

Judith sah mich an, ich sah meinen Vater an, und mein Vater sah Judith an, und so sahen wir uns an, aber es fiel uns nichts mehr ein, was wir bereden sollten. So sagte Judith nein, und mein Vater nein und ich sagte auch nein: "Es gibt nichts mehr zu besprechen," sagte ich. Da sagte Kalliope zu Judith und meinem Vater: "Dann müßt ihr beiden euch ausziehen."

Beide zogen ihre Kleider aus.

Kalliope befahl: "Nehmt euch jetzt bei der Hand." Das taten sie.

"Wartet," rief ich - ich wollte etwas zum Abschied sagen, aber mir fiel nichts ein. Georg und Judith sahen mich an und trösteten mich.

Kalliope sagte: "Schließt die Augen."

Was für ein schönes Paar, ich war wie geblendet.

Sie schlossen die Augen und fassten sich bei den Händen.

Ah Iris, am Fuße des Regenbogens ist das Gold der Menschen!

Beide verschwanden im Licht.

Nach einer Pause sagte Kalliope zu mir: "Die Geschichte ist zuende, Georg. Ich bringe dich jetzt zum Fahrstuhl."

"Ja gut," sagte ich, "aber sag mir noch, was bedeutet dein Name."

"Ich bin die Geschichtenerzählerin. Ich erzähle die Geschichte der Geschichte, klar?"

"Klar."

Jetzt wollte Kalliope von mir wissen, wie mir die Geschichte gefallen hat.

"Teils, teils Kalliope," mußte ich zugeben. So gingen wir die wenigen Schritte zum Fahrstuhl.

"Wir sind da," sagte sie.

Das Bild vom Bohnenfest war verschwunden und stattdessen war eine Aufzugstür in der Wand. Die Tür ging auf und Kalliope sagte lächelnd:

"Schalom."

Ich sagte: "Schalom, Kalliope."

Die Tür schloß sich automatisch. Ich drückte auf E wie Erdgeschoß. Und wartete.

An diesem Tag standen Sonne und Mond als Doppelgestirn am Himmel.

Meine Fahrt in das Erdgeschoß war kurz und knapp. Ich verließ den Aufzug und ging in die Cafete. In einer Ecke saßen Melpomene und Thaleia, und warteten auf mich.

"Hallo, hat es lange gedauert?" fragte ich.

"Nein," sagte Melpomene. Sie sah auf die Uhr, "zehn Minuten vielleicht."

Thaleia sagte nur: "Ich hab keine Uhr."

"Probier deinen Kaffee."

Ich setzte mich und trank. Er war noch warm. "Danke für den Kaffee, Melpomene."

"Nichts zu danken," sagte sie, "wir sind jetzt quitt, oder?"

"Klar," sagte ich, "wir sind quitt. Wenn ich dir wieder mal helfen kann, dann sags mir."

Thaleia kicherte und Melpomene wurde sehr ernst.

"Was ist mit dir?" fragte ich sie.

"Ich müßte mit dir ein längeres Gespräch führen," meinte sie.

"Können wir machen."

Thaleia kicherte: "Was die immer hat. Der Name paßt zu ihr."

Thaleia - kicherte als ob das Leben eine einzige Komödie wäre. Dann wollte sie wissen, was ich da in der Plastiktüte hätte.

"Eine Jacke," sagte ich.

"Schön," sagte sie, "kann ich sie mal sehen?"

"Klar." Ich holte zum ersten Mal die Jacke aus der Tüte, und Thaleia musterte sie. "Die müßte aber mal gewaschen werden. Das Fell hätte eine Reinigung nötig, aber sonst ist sie hübsch. Diese vielen Blumen."

"Sind alle mit der Hand genäht."

"Sieht man. Darf ich sie anprobieren?" wollte sie wissen.

"Warum nicht."

Sie paßte Thaleia, als ob sie für sie bestimmt wäre. Melpomene wollte sie auch anprobieren. Auch ihr paßte sie.

"Ein schönes Stück," sagte Melpomene, "woher hast du sie?"

"Von einem Trödler für einen Apfel und ein Ei. - Jetzt muß ich aber gehen," meinte ich.

Melpomene gab mir die Jacke. Ich steckte sie in die Tüte und verabschiedete mich.

Melpomene sagte, "ich ruf dich mal an."

Thaleia kicherte und

ich sagte: O.K.

Fritz Spitzer

Kassel, den 15.09.1993